

nate um den Jahreswechsel 5/4 v.Chr. Auf diesen Zeitraum weisen auch sämtliche altkirchliche Angaben, abgesehen von jüngeren, die Jesu Geburt später datieren (wohl veranlaßt durch eine irrtümliche Auslegung des 15. Jahrs des Tiberius). Wenn zur Zeit der Zerstörung des jüdischen Tempels die 1. Priesterklasse Dienst hatte und der Rhythmus der 24 Klassen in den Jahrzehnten davor gleichbleibend eingehalten wurde, hatte die 8. Klasse (zu der Zacharias gehörte) in der Woche vom 2.-9. Okt. 6 v.Chr. Dienst - danach wurde Elisabeth schwanger, Maria im 6. Monat danach - also etwa um den 25. März 5 v.Chr. Bei 9 Monaten Schwangerschaft ist Jesus um den 25. Dez. 5 v.Chr. geboren.

In der Alten Kirche gab es im wesentlichen zwei Überlieferungen zu Jesu Geburtstag: 25. Dez. (im Westen) und 6. Jan. (im Osten). Andere, für die Monate März/April/Mai genannte Daten bezogen sich möglicherweise auf Jesu Empfängnis.

Wie geht Neidhart mit Lukas' Angabe einer Volkszählung um? Es handelt sich hier um eine Aufschreibung (apographé), eine statistische Erst-erfassung der Bevölkerung, während Josephus meist von einer - darauf basierenden - Einschätzung (apotímisis) spricht, einer behördlichen Steuer-erweranlagung. Das erste erforderte - im Unterschied zum zweiten - persönliches Erscheinen und konnte sich über längere Zeit hinziehen (und erfolgte in Judäa etwa in den Jahren um 6 v.Chr.), das zweite erfolgte - nach einer Unterbrechung - um 6 n.Chr. Nach Neidhart „darf man sich den Befehl des Augustus nicht als eine aufsehenerregende Aufforderung zur gleichzeitigen Abhaltung einer weltweiten Volkszählung in allen Provinzen vorstellen“, sondern es war „anscheinend ein nachgeschobener Befehl, der im Hinblick auf die schon seit vielen Jahren in verschiedenen Provinzen durchgeführten bzw. gerade laufenden Volkszäh-

lungen angeordnet hat, die Reihe dieser Volkszählungen fortzusetzen und zu einer umfassenden Erhebung im ganzen Reich zu ergänzen.“ (S.35) Der von Lukas genannte Quirinius war von 12-1 v.Chr. der generelle Legat von Kaiser Augustus im Orient und somit wohl eine Art übergeordneter Statthalter von Syrien (nämlich einzelnen jeweils nur wenige Jahre amtierenden Statthaltern übergeordnet).

Die Herkunft der bei Mt geschilderten Magier lokalisiert Neidhart in Babylon, sie gehörten möglicherweise zu der jüdischen Gemeinde und standen - als „Magier“ - in der Tradition Daniels. Die bereits von Johannes Kepler hervorgehobene Dreifach-Konjunktion von Jupiter (= der Stern) und Saturn im Jahr 7 v.Chr. wurde von den Magiern zwar beachtet, aber aufgrund einer alten jüdischen Tradition, wonach der Messias zwei bis drei Jahre nach einer Sternerscheinung zu erwarten sei, machten sie sich entsprechend später auf den Weg (vgl. Mt 2,7.16: Herodes ließ die bis zu Zweijährigen töten, „entsprechend der Zeit, die er von den Magiern erfahren hatte“).

Aus den hier präsentierten Argumentations-Ansätzen wurde wohl schon deutlich, daß Neidhart den historischen Informationswert neutestamentlicher Angaben sehr hoch veranschlagt (und ebenso, mit Abstufungen, die sich auf Vorgänge der neutestamentlichen Zeitgeschichte beziehenden altkirchlichen Angaben).

In souveräner Beherrschung der Sekundärliteratur, mit umfassendem Miteinbezug relevanter Primärtexte, und in vorsichtigem Abwägen der Aussagekraft einzelner Quellen, entwickelt Neidhart seine Datierungen. Im Hinblick auf eine größere Verbreitung seiner Thesen wäre es zu wünschen, daß er dieses Thema in Buchform vorlegt.

Franz Graf-Stuhlhofer, Wien

Dogmatik

Scheffczyk, Leo: *Die Mariengestalt im Gefüge der Theologie. Mariologische Beiträge (Mariologische Studien 13)*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2000, 291 S., ISBN 3-7917-1700-6, brosch., DM 58,00.

Das theologische Schaffen von Leo Scheffczyk umspannt mit einer Fülle vielseitiger Publikationen das gesamte Gebiet der Dogmatik. Eine besondere Rolle nimmt dabei die Mariologie ein, angefangen mit der Habilitationsschrift über »Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit« (1957) und zu einem Höhepunkt geführt

durch die Herausgabe des sechsbändigen »Marienlexikons« (1988–1994), des größten mariologischen Werkes im 20. Jh. Freuen kann man sich darum, daß die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Mariologie zum achtzigsten Geburtstag von Leo Scheffczyk mit dem vorliegenden Sammelband wichtige, bereits veröffentlichte Beiträge des Jubilars zusammenführt. Hilfreich ist auch das »Publikationsverzeichnis Mariologie« (279–291) und das einführende Vorwort von Anton Ziegenaus, dem Herausgeber der Sammlung (7–10).

Die ersten drei Beiträge stehen unter dem Obertitel *Die Stellung der Gottesmutter in der Theologie*

der Karolingerzeit. Die karolingische Epoche ist überaus interessant, weil sie eine eigenständige Aneignung der patristischen Mariologie bietet und dabei die spätere Synthese des Mittelalters vorbereitet. Der Aufsatz über »Die Stellung Marias im Kult der Karolingerzeit« (1964; S. 13–37) weist unter anderem auf die erstaunliche Tatsache, daß es »bei der Erneuerung der Bildung in der Karolingerzeit im Grunde um ein liturgisches Reformwerk« ging (14). Dementsprechend richtet sich die Aufmerksamkeit Scheffczyks vor allem auf die liturgischen Quellen, z.B. auf den *Liber sacramentorum* Alkuins mit den marianischen Votivmessen für den Samstag (19). Theologiegeschichtlich interessant ist die Abhängigkeit der Marienantiphonen von dem »lyrischen Reichtum der orientalischen Marienverehrung« (23).

Um ein dogmengeschichtlich wichtiges Einzelthema geht es im »Beitrag der fränkischen Theologie zur Entwicklung der Lehre von der Assumptio Corporalis Mariens« (1957; S. 39–55). Der Aufsatz zeigt die spannungsreiche »Dialektik des Für und Wider« (40), beispielsweise im Widerstand gegen die Apokryphen unter gleichzeitiger Aufnahme von deren theologischem Anliegen. Eine theologische Gesamtschau der Mariengestalt wird schließlich herausgearbeitet »in den lateinischen Hymnen des frühen Mittelalters«, besonders bei Notker dem Stammler (1972; S. 57–74). Im Frankenreich finden wir seit Venantius Fortunatus († um 600) die ersten Marienhymnen im Abendland, die im Vergleich zur griechischen Marienhymnik eine eigenständige Prägung aufweisen. Notker († 912) gilt als einer der wenigen großen christlichen Dichter vor Dante (60) und gestaltet in vielfachen tiefgründigen Variationen die Melismen des Alleluja. Es geht hier also um liturgisch verankerte Frömmigkeit mit einer betont objektiven Ausrichtung auf Christus und sein Werk (69). Das theologische Gerüst beruht »auf den vier marianischen Grundwahrheiten«, nämlich der Gottesmatterschaft, der »Jungfräulichkeit und Makellosigkeit«, der »Mittlerschaft im objektiven Heilsgeschehen« sowie der »Stellung als interven-trix und auxiliatrix beim Sohne« (71). Der mariologische Lehrbestand erschöpft sich freilich nicht in den liturgischen Texten, wie die Behandlung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel beweist (72f). Scheffczyk wendet sich darum gegen eine zu eng gefaßte Vorordnung des »lex orandi« gegenüber dem »lex credendi« (73).

Eine zweite Gruppe von Beiträgen steht unter dem allgemeinen Titel *Maria in der Geschichte der Frömmigkeit*. Zunächst wird die »apostolische Marienverehrung« des Raimundus Lullus († 1315) ins

Licht gestellt (1975/1981; S. 77–98). Dabei geht es namentlich um die Marienlegenden zum »Ave Maria« in dem Roman »Evast und Blanquerna«, dem bedeutsamsten altkatalanischen Prosawerk. Die Marienfrömmigkeit des »doctor illuminatus« ruht gleichsam auf drei Punkten: der Gottesmatterschaft, der Jungfräulichkeit und der Gnadenfülle, die sich auswirkt in der machtvollen Fürsprache. Dabei vertritt Maria auch »die Ungläubigen und Heiden, die um Christus wie um sie gar nicht wissen« (91). »Mariens gnadenvermittelnde Funktion« ist »eine durchgehende und geradezu seinsmäßige«, ohne daß die Anrufung Mariens dabei ihre Bedeutung verliert. Die Gnadenvermittlung Mariens erscheint so als objektive Ordnung, deren Anerkennung bereits die Marienverehrung impliziert und keineswegs in das freie Belieben des einzelnen gestellt ist (92). Im »Liber de sancta Maria« entwickelt Raimundus Lullus die mariologischen Grundlagen noch weiter, unter Einbeziehung insbesondere der Freiheit von der Erbsünde (93). Gleichzeitig ist die Marienfrömmigkeit des spanischen Laientheologen durchstimmt von einem intensiven apostolischen Impuls, einschließlich des Engagements für die Einheit der Christen (94–98).

Einen Sprung in die frühe Neuzeit macht dann der Aufsatz über das »Mariale« des Petrus Canisius: »Das Mariengeheimnis zwischen Apologie und Doxologie« (1997; S. 99–119). Das monumentale Werk über Maria von 1577 ist die erste große katholische Arbeit zum Thema nach der Reformation. Seine Entstehung verdankt es der Verteidigung gegenüber den Magdeburger Centuriatoren, läßt sich aber keineswegs in das Korsett einer bloßen Apologie einengen. Auf über 800 Druckseiten bietet Petrus Canisius, der »zweite Apostel Deutschlands«, eine Summe des Marienlebens, in das er die marianischen Glaubensgeheimnisse hineinwebt. Diese »Synthese von Historik und Systematik« scheint nicht vollends gelungen, weil »das historisch-biographische Anliegen durch Übertreibung fehleht, das systematische Anliegen dagegen an Unterge-wichtung leidet« (104). Hilfreich ist gleichwohl die positive »Entbergung des reichen Schrift- und Traditionsgehaltes« (105) und das charakteristische Ziel des ganzen Werkes, die »Empfehlung und Begründung der Marienverehrung« (104). Von daher ergibt sich eine »Polarität zwischen Apologie und Doxologie« (106) mit der systematischen Theologie als Mittelglied (vgl. 107). Auch wenn Gestalt und Ergebnisse des Werkes heute nicht gänzlich übernommen werden können, scheint es doch beachtlich »bezüglich seiner Problemstellungen, seiner Intention und seiner Grundhaltung« (114). Es

macht deutlich, »daß zu jeder wahren katholischen Reform die Verlebendigung des Mariengeheimnisses hinzugehört« (115). Auch das ökumenische Gespräch, etwa beim Stichwort der »Mitwirkung« in der Rechtfertigung, »würde durch die Aufnahme Mariens an Realitätsgehalt gewinnen und der Gefahr entgehen, daß die »Wiedervereinigung« nur ein semantisches Geschehen wird« (119).

In das 20. Jh. gelangt der letzte historische Beitrag über »Das »Marianische« als Gestaltprinzip christlichen Glaubens in der Neuzeit nach Romano Guardini« (1987/1991; S. 121–139). Guardini hat nicht sehr viel über Maria geschrieben, bietet aber dennoch ein beachtliches »personal-ethisches Marienbild in Ausrichtung auf das Werk des Erlösers« (125). Anhand einer phänomenologisch ansetzenden »theologischen Psychologie« setzt sich Guardini das Ziel, »die konkrete Wirklichkeit Marias in die Wirklichkeit des Christseins zu überführen und eine Haltung zu vermitteln, die er schlicht die »marianische« nennt« (127). Maria wird dabei vor allem als die große Glaubende gesehen (136). Ihr Glaube kann nicht bestehen ohne die meditative Verinnerlichung, aus der heraus erst eine missionarische Wirksamkeit nach außen erwachsen kann.

Nach dem ersten historischen Teil folgen zwei Gruppen von Beiträgen, die dem systematischen Anliegen gewidmet sind. Die erste Gruppe wird benannt *Systematische Erhellung der Mariendogmen*. Hierbei geht es um die Jungfräulichkeit (1995; S. 143–157), die »Unbefleckte Empfängnis« (1980; S. 159–185) und die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel (1986; S. 187–205). Das gemeinsame Anliegen ist jedes Mal die organische Verflechtung des jeweiligen Dogmas in das Ganze des Glaubens. Dabei verbindet sich eine meisterliche synthetische Schau der großen Zusammenhänge mit einem aufmerksamen Blick auf die zeitgenössische Situation, einschließlich der Notwendigkeit, rationalistische Irrtümer zurückzuweisen. Letzteres gilt besonders für das Thema der Jungfräulichkeit. Beachtlich scheint unter anderem (im Blick auf die Erbsündenfreiheit) die Beobachtung, »wie die Christuswahrheit an Höhe verliert, wie sie auf ein niedrigeres Niveau absinkt, wenn die Gestalt Mariens ihr nicht beigegeben erscheint« (161).

Der letzten Gruppe von Aufsätzen geht es um *Die Mariologie innerhalb der Theologie*. An der Spitze steht ein Beitrag über »Christus als Mitte der Mariengeheimnisse« (1958; S. 209–225). Scheffczyk gelingt es hier, aus dogmengeschichtlicher und systematischer Perspektive den Zusammenhang zu zeigen zwischen den Mariendogmen und dem Christusereignis. Die Analyse beginnt mit den patristischen Zeugnissen zu Maria als »neuer Eva«

und »Gottesmutter«; sie wird fortgesetzt mit dem Blick auf die Jungfräulichkeit, die Erbsündenfreiheit und die leibliche Aufnahme in den Himmel; der Kreis schließt sich mit der Gnadenmittlerschaft, die nicht als lästige »Zwischeninstanz« erscheint, sondern verortet wird in »die Einbeziehung des Menschlichen in das Heilshandeln Gottes«: »Wie Gott bei der individuellen Begnadung nicht auf die Mittätigkeit des einzelnen verzichtet, so hat er auch im generellen Heilsvorgang« für die gesamte Menschheit »das Menschliche in der Gestalt Mariens in Dienst genommen« (225).

Nach der Christozentrik der Marienverehrung hebt ein weiterer Aufsatz deren trinitarischen Bezug heraus (1975; S. 227–240). Zur Sonderstellung Mariens in der Heilsgeschichte »gehört notwendig der Aufweis ihrer besonderen Gottbeziehung, ihres exceptionellen trinitarischen Bezuges« (229). Gleichzeitig erscheint Maria aber als »wirksames Bindemittel für die Elongatur dieses trinitarischen Bezuges auf die ganze Menschheit« (239).

Eine wissenschaftstheoretische Frage begegnet sodann mit dem Thema »Der systematische Ort der Mariologie heute« (1978; S. 241–261). Scheffczyk wendet sich dabei gegen eine christologische und ekklesiozentrische Engführung (254–257); er plädiert für eine »der Kirchenlehre vorgeordnete und in die Soteriologie einbezogene Marienlehre« (260), die notwendig scheint für eine ausgewogene systematische Gesamtschau des Glaubens.

Der letzte Beitrag verbindet das systematische mit dem ökumenischen Anliegen: »Petrus und Maria: Hindernisse oder Helfer auf dem Wege zur Einheit?« (1980; S. 263–277). Entgegen der Taktik, »die Fragen um das Petrusamt und um Maria ... am besten zu umgehen«, stellt Scheffczyk gerade die umstrittensten Fragen der Kontroverstheologie in den Mittelpunkt, in den sie gehören. In einer glänzenden Zusammenschau vermittelt der Autor zunächst den Sinn des »petrinischen Prinzips« in der Einheitsfunktion des apostolischen Amtes als Vertretung Christi, des Hauptes der Kirche. Dem steht als Korrelat gegenüber das umfassendere »marianische Prinzip« als rezeptiver und mitwirkender Verinnerlichung des von Christus geschenkten Heiles. Beschrieben wird sodann das perichoretische Ineinander beider Momente als Hilfe für die Einigung der Christen. Mit dem Hinweis auf das »marianische« und »petrinische« Prinzip nimmt Scheffczyk ein Anliegen Balthasars auf, gibt ihm aber eine konzentriertere und präzisere Fassung; deren Bedeutung für den ökumenischen Dialog und innerkatholische Debatten (wie etwa um die Frauenordination) ist offenkundig und verdient weite Beachtung.

Manfred Hauke, Lugano